

1. Kapitel / Der Aufbruch

Wieder einmal wache ich aus meinem Lieblingstraum auf. Ich halte die Augen geschlossen und träume weiter. Wie so oft. Eine eigene Welt habe ich mir inzwischen geschaffen, ein komplexes Universum. Hilft sie mir, mein jämmerliches irdisches Dasein zu ertragen?

Schon immer habe ich eine blühende Fantasie gehabt und bin nach entsprechender Stimulation, dem richtigen Input, in Traumwelten aufgegangen. Nach der Besichtigung einer Burg habe ich mir vorgestellt, wie man sie am besten verteidigen könne. Heißes Pech sollte es regnen auf diejenigen, die es geschafft hatten, das Tor aufzubrechen. Salven tödlicher Geschosse aus den Schießscharten der hohen Mauern hätten die Angreifer den Tag verfluchen lassen, an dem sie sich zur Attacke entschlossen hatten.

Wenn ich ein Buch über Indianer gelesen hatte, war ich beispielsweise selbst für einige Zeit Sitting Bull und gewann die Schlacht am Little Big Horn. Langhaar Custer hatte keine Chance gegen mich. Er war gekommen, das Land unserer Ahnen wegzunehmen und dafür sollte sein Blut den Boden tränken.

Mein Lieblingstagtraum aber ist anders. Er ist immer da. Keine Anregung ist vonnöten – außer vielleicht das Leben selbst, mein eigenes menschliches Leben, das mich immer wieder dazu treibt, die Geschichte weiterzuschreiben.

Plötzlich unterbricht eine tiefe Stimme meine Gedanken: »Guten Morgen, mein Sohn. Es ist soweit.«

Ich schrecke auf und taste mit zittriger Hand nach meiner Brille. Hastig setze ich sie auf, atme tief durch und schaue mich um. Niemand ist zu sehen.

»Ich bin es, dein Vater. Es wird Zeit, daß wir uns kennenlernen.«

Was soll das denn heißen? Meinen Vater kannte ich doch. Schließlich hatte ich lange genug bei meinen Eltern gewohnt. Irgendwann geht ein junger Mann natürlich seine eigenen Wege, aber auch später hatte ich noch regelmäßig Kontakt zu den beiden. Bis zu jenem Tag, an dem sie bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kamen. Meine Kindheit war jedenfalls ganz normal. Oberflächlich gesehen, natürlich. Denn normal war ich eigentlich noch nie. Das kann man jetzt aber auch wieder mißverstehen. Nein, ich will doch nur sagen, daß ich irgendwie anders war, als die anderen Kinder in meinem Alter.

»Anders?« fragt die fremde Stimme.

Aus irgendeinem Grund stört es mich nicht weiter, daß da einfach so jemand zu mir spricht, mit mir spricht. Dabei habe ich doch noch nicht mal gesprochen! Vielleicht ist es gerade das Unwirkliche dieser Szenerie, das mir die Zunge löst und mich sagen läßt, was ich sonst keinem so einfach erzählen würde. Jedenfalls antworte ich freimütig: »Ja, schon immer habe ich gefühlt, daß ich anders bin. Lange habe ich mir gefallen als einsamer Wolf, der alleine seine Bahnen zieht. Als ich älter wurde, habe ich zeitweise versucht, wie die anderen zu sein, ein vermeintlich normales Leben zu führen und mehr unter Leute zu gehen. Man kann aber auch inmitten vieler Menschen einsam sein. Jedenfalls hatte ich selten das Gefühl, irgendwo dazuzugehören, war immer ein Außenseiter und habe in meiner eigenen Welt gelebt. Vielleicht war ich auch einfach enttäuscht von den Menschen. Enttäuscht von fehlender Aufrichtigkeit und falschen Werten. Alleingelassen mit dem Wunsch nach Gerechtigkeit.«

»Unglaublich... Nahezu ideale Voraussetzungen...«, murmelt mein *Gesprächspartner*. Dann lauter: »Welch vielversprechender Gorjaner! Ich freue mich auf deine Entwicklung, mein Sohn.«

»Gut zu wissen«, erwidere ich irritiert, »aber wird es nicht langsam Zeit, mir ein paar Dinge zu erklären? Wieso sehe ich dich nicht, und warum nennst du mich ständig Sohn? Wer bist du?«

1. Kapitel / Der Aufbruch

»Schau mich an, ich sitze hier drüben, im Sessel.«

Tatsächlich sitzt in meinem schwarzen Ledersessel ein alter Mann mit langem schlohweißen Haar. Er trägt einen schlichten braunen Mantel, der seine Beine bedeckt, nicht jedoch seine nackten Füße. Seine stahlblauen Augen scheinen ins Leere zu blicken. Dennoch muß er bemerkt haben, wie mein Blick mißbilligend an seinen schmutzigen Füßen hängengeblieben ist. Unvermittelt springt er voller Elan auf und stellt sich aufrecht vor mein Bett. Er öffnet einladend seine Arme und fragt spöttisch: »Bist du zufrieden, daß du mich siehst und unzufrieden, wie du mich siehst? Vielleicht wären dir ein Anzug aus feinem Tuch und edle Lackschuhe lieber?« Mit ernster Miene und einem belehrenden Unterton fährt er fort: »*Du* solltest wissen, daß es nicht die äußere Hülle ist, auf die es ankommt.«

Während ich zu überrascht bin, um zu reagieren, und mir nur wünsche, mein Herz möge doch nicht so auffällig laut schlagen, zeigt er keine Regung. Nach einer Weile entspannt sich sein Gesicht, und ich meine, den Ansatz eines Lächelns zu erkennen, als er langsam und fast beschwörend sagt: »Darf ich dich denn nicht meinen Sohn nennen, obwohl du mein Erbgut in dir trägst? Obwohl ich ein Teil von dir bin?«

»Soll das heißen, daß mein Vater gar nicht mein leiblicher Vater war?« frage ich, noch immer verwirrt.

»Doch, doch«, antwortet der alte Mann. »Deine Eltern waren dir Mutter und Vater nicht nur, weil sie dich aufzogen, dir Essen, Trinken, ein Heim und vor allem Liebe gaben, sondern auch, weil ihre Zellen verschmolzen sind zu einer neuen. Aus dieser neuen Zelle bist du gewachsen. Doch auch ich habe damals mein Erbgut mit beigesteuert, habe es eingebracht in ein neues Wesen, eine Mischung aus zwei Menschen und einem Gorjaner.«

»Aha, interessant«, entgegne ich, meine Fassung langsam wiedergewinnend.

»Macht Ihr das immer so, ihr *Gorjaner*?«

»Seit langer Zeit, mein Sohn. Seit dem großen Krieg haben wir keine andere Möglichkeit mehr«, flüstert der alte Mann sichtlich bewegt. »Ständig müssen wir auf der Hut sein vor den Kampfeinheiten der Quard, die uns jagen, um uns zu töten. Unser Entwicklungspotential ist dank des sogenannten Katalysators in unseren Erbanlagen nahezu unbegrenzt. Wenn wir trainieren, unsere Fähigkeiten erweitern, uns vervollkommen, können wir irgendwann so mächtig sein, daß die Quard uns nichts mehr anzuhaben vermögen. Davor haben sie Angst. Daher sind sie ständig auf der Suche nach uns und jagen uns, sobald sie unsere Signale empfangen. Sie haben hochentwickelte Meßgeräte, mit denen sie nach gorjanischen Strahlenmustern Ausschau halten. Unser Nachwuchs wäre eine leichte Beute, wenn sie ihn aufspürten. Daher bedienen wir uns geeigneter intelligenter Lebensformen in verschiedenen Galaxien des gesamten Universums, um uns fortzupflanzen. Damit die Quard diese Nachkommenschaft nicht entdecken können, verwenden wir als dämpfendes Element ein Anti-Gen, auch Parasit genannt. Wobei strenggenommen *Parasit* eine zu negative Bezeichnung für das Anti-Gen ist. Schließlich gleicht es nur die Wirkung des Katalysators aus und ermöglicht dadurch erst, daß unser Nachwuchs unauffällig aufwachsen kann. Es gibt dem Katalysator zu tun, es beschäftigt ihn, indem Veranlagungen für Krankheiten aktiviert und verstärkt werden. Das Verhältnis zwischen Parasit und Katalysator ist vergleichbar mit Yin und Yang. Sie halten einander im Gleichgewicht. Mit der Zeit werden beide aber auch immer stärker.«

In mir kämpft die Neugier gegen die Müdigkeit. So viele neue verwirrende Informationen wollen eingereiht werden in mein Bild von der Welt. So viele Antworten wären nötig, um die in mir schreienden Fragen zum Schweigen zu bringen. Doch der Schleier der Nacht legt sich mit all seiner Kraft glättend über die

1. Kapitel / Der Aufbruch

brodelnde Wissbegier.

Ich erwache, als Charlotte das Zimmer betritt.

»Guten Morgen, Frank«, grüßt sie fröhlich.

»Guten Morgen, Charlotte«, entgegne ich verschlafen.

Die Bügel meiner Brille drücken ziemlich unangenehm. Wieso habe ich die Brille überhaupt auf? Schwungvoll bewegt sich Charlotte zum Fenster und öffnet es weit, nachdem sie die Vorhänge zur Seite gezogen hat. Dann dreht sie sich um, lächelt mich an und fragt mit ihrer warmen, weichen Stimme: »Hast du etwas Schönes geträumt, Frank?«

»Nichts von Bedeutung«, antworte ich und kann mir dabei ein Schmunzeln nicht verkneifen. Wenn sie wüßte, daß ich manchmal auch von ihr träume... Das süße Geschöpf hat ja keine Ahnung, wie oft ich sie schon aus dem Harem eines Sultans befreit habe.

»Hörst du mich, Frank?« will Charlotte mit einem weniger süßen Gesichtsausdruck wissen. »Leider habe ich deine Tabletten vergessen. Ich bringe sie dir gleich zusammen mit dem Frühstück. Möchtest du bis dahin noch etwas lesen?«

»Nein, lieber etwas schreiben. Kannst du mir bitte meinen Block geben?«

»Weißt du, was mir aufgefallen ist? In letzter Zeit sitzt du gar nicht mehr an deinem Computer, so wie früher immer.«

»Der ist kaputt«, sage ich mit einem Seitenblick nach rechts, wo auf einem schwenkbaren Arm mein einstiges Lieblingsspielzeug steht.

»Den kann man doch sicher reparieren, nicht wahr? Oder du kaufst dir gleich einen Neuen.«

»Möchte ich gar nicht.«

»Wieso nicht? Du hattest doch immer so viel Spaß daran.«

»Genau. Das ist es ja gerade. Ein Computer lenkt mich zu sehr ab. Ich habe jede Menge packende Spiele, die mich so sehr fesseln, daß ich alles um mich herum vergesse. Stundenlang versinke ich in erfundenen Welten und komme zu nichts anderem. Momentan kann ich mir das nicht erlauben, denn ich will meine Geschichte zu Ende schreiben. Der Block ist übrigens im Nachtschränkchen.«

Außer zum Spielen brauchte ich früher meinen Computer zum Aktienhandel an der Börse. Habe ich allerdings wieder sein lassen. Wie so oft, war ich am Anfang richtig euphorisch. Es machte unheimlich Spaß, solange ich erfolgreich war. Mehrmals täglich prüfte ich die Kurse und freute mich, wenn sie wieder nach oben gegangen waren. Ich las Fachzeitschriften und sah Börsensendungen. Interesse für ökonomische Zusammenhänge hatte ich schon immer gehabt. Auch wenn sich nicht alle Aktien und Fonds positiv entwickelten, konnte ich doch aus dem von meinen Eltern geerbten kleinen Vermögen ein großes machen. Bis die Märkte drehten. Alles stürzte ab. Unfähig, die Reißleine zu ziehen, hoffte ich auf eine Erholung und sah dem weiteren Verfall untätig zu. Gleichzeitig verlor ich auch die Lust, mich überhaupt weiter so intensiv mit der Materie zu beschäftigen, bestellte die Börsenbriefe ab und schaute nur noch gelegentlich in mein Depot.

Nachdem Charlotte eine Weile im Nachtschränkchen gesucht hat, fragt sie:

»Welchen meinst du denn?«

»Er ist ziemlich dick und die oberste Seite ist zur Hälfte beschrieben«, antworte ich rasch.

Charlotte greift sich einen Schreibblock, nimmt ihn heraus und liest laut: »*Der Fluch des Bewußtseins*«. Mit ihren großen Augen schaut sie mich fragend an. »Diesen hier?«

Ich nicke stumm mit dem Kopf. Draußen zwitschern Vögel und die Strahlen der

1. Kapitel / Der Aufbruch

Morgensonne bilden interessante Muster aus Licht und Schatten auf meiner Bettdecke. Eine Fliege ist auf meinem Knie gelandet und ruht sich aus.

Als sie mir den Block gibt, fragt Charlotte interessiert: »Was meinst du damit?«

Einen Moment denke ich nach, bei meiner Antwort lasse ich die Fliege nicht aus den Augen. »Haben es die Tiere nicht irgendwie leichter? Sie müssen sich nicht das Gehirn über den Sinn des Lebens zermartern. Sie werden nicht depressiv wegen der Erkenntnis, daß sie nur ein Staubkorn im Universum sind, daß ihr Leben nur der Bruchteil einer Sekunde in der Geschichte der Evolution ist. Ich weiß, daß nach einem kurzen Leben voller Schmerzen nur der Tod in seiner Endgültigkeit auf mich wartet. Mich tröstet kein bißchen, daß ich vielleicht eine gewisse Zeit weiterlebe in den Erinnerungen der Menschen, die mich kannten, denn auch deren Leben ist vergänglich. Das ist es, was ich den *Fluch des Bewußtseins* nenne. Die Menschen, die an einen Gott, an ein Jenseits oder an Wiedergeburt glauben, haben es leichter. Nicht nur der Tod wird leichter, wenn man glaubt, daß danach noch etwas kommt, sondern das ganze Leben. Doch das Wissen ist der Feind des Glaubens und zwar ein mächtiger, um nicht zu sagen übermächtiger Feind.«

Mit ihren rehbraunen Augen schaut Charlotte mich traurig an. Hilfsbedürftig und zerbrechlich wirkt sie in diesem Moment. Sie streicht mir eine Strähne aus dem Gesicht, dreht sich um und geht aus dem Zimmer. Normalerweise mag ich es ganz und gar nicht, wenn jemand meine Haare anfaßt. Bei dieser Frau allerdings mache ich eine Ausnahme. Als mein Herzschlag sich wieder normalisiert hat, nehme ich den Notizblock und beginne zu schreiben.

Eine Woche habe ich nun nichts von dem alten Mann, meinem zweiten Vater, gehört. Es ist spät am Abend. Gerade habe ich meine Niederschriften beiseite gelegt und die Nachttischlampe ausgeschaltet. Fahles Mondlicht wehrt sich gegen die absolute Dunkelheit. Meine geöffneten Augen schauen zur Decke, und ich lasse den Tag Revue passieren. In der letzten Zeit bin ich mit dem Roman gut vorangekommen. Es waren gute Tage, ich hatte kaum Schmerzen.

Heute nach dem Mittagessen war Charlotte lange bei mir. Was ich denn so alles schreibe, wollte sie wissen. Ich habe mich gefragt, ob sie sich wirklich für meine Aufzeichnungen interessiert, oder ob sie nur mit mir redet, weil sie Mitleid hat. Mit mir kann man ja auch nur Mitleid haben, so wie ich bin. Seit über einem halben Jahr quasi ans Bett gefesselt und keine Aussicht auf Besserung.

Charlotte setzte sich auf den Rand meiner Matratze und brachte mich durch ihre Nähe durcheinander. Der Duft ihres Parfüms lag betörend in der Luft, und ich hatte Mühe, mir nicht anmerken zu lassen, wie aufgeregt ich war. Auf keinen Fall durfte sie merken, welche Wirkung sie auf mich hatte. Schon als Jugendlicher versuchte ich mir abzugewöhnen, Gefühle zu zeigen. Kühl und gelassen in jeder Situation wollte ich sein. Der einsame Wolf ist überaus intelligent und hat sich immer im Griff. Als Kind war ich emotional und konnte mich meiner Tränen oft nicht erwehren. Einmal mußte ich weinen, als der Held eines Buches, ein kleiner Junge, erschossen wurde. Das rührte mein Herz unwiderstehlich an, mitten im Schulunterricht. So durfte ich aber nicht sein, es entsprach nicht den gesellschaftlichen Normen. Ein Junge weint doch nicht! *Heulsuse* schimpften mich die anderen Kinder, *Mimose* nannte mich eine Lehrerin. Damals wußte ich gar nicht, was eine Mimose ist. Allerdings spürte ich sofort, daß nichts Gutes damit gemeint war.

»Guten Abend, mein Sohn«, erhebt sich eine tiefe Stimme. »Bist du bereit?«

»Wozu?« entfährt es mir schroff.

»Bereit für deine Entscheidung. Bereit, deine Bestimmung anzunehmen«, entgegnet mein gorjanischer Vater, dessen Umriss sich deutlich vor dem Fenster abzeichnen.

1. Kapitel / Der Aufbruch

»Wie soll ich mich denn entscheiden, wenn ich gar nicht weiß wofür? Was sind denn die Alternativen, was erwartet mich?« will ich wissen.

»Gut so, mein Sohn. Wissen sollte die Grundlage einer jeden Entscheidung sein. Diese sollte durchaus wohl bedacht und dennoch rasch getroffen werden.«

Spüre ich eine leichte Anspannung bei meinem Gegenüber? Es scheint, als ob er seine Ungeduld nur mühsam im Zaume halten könne. Dieser Eindruck gerät jedoch bald wieder in Vergessenheit, da die Fortsetzung der Antwort meine Aufmerksamkeit in Beschlag nimmt.

»Also werde ich dir die Informationen geben, die du benötigst, um zu wählen. Wie dir bereits bekannt ist, trägst du sowohl menschliche als auch gorjanische Einflüsse in dir. Diese Mischung ist alles andere als neu und außergewöhnlich. Viele Gorjaner haben Ihr Erbgut schon sehr erfolgreich mit dem der Menschen verschmolzen. Wenn alles gut geht, kommt irgendwann der Punkt, an dem unsere Nachkommen reif wären für das Leben eines Gorjaners, und sie müssen sich entscheiden. Auf der einen Seite sind sie Menschen und als solche können sie weiterleben wie zuvor. Üblicherweise sind sie intelligenter und lernfähiger als die Mehrheit ihrer Artgenossen aber auch häufiger von Krankheiten und Leiden betroffen. Zumeist sehen sie wenig Sinn im menschlichen Dasein, insbesondere nicht im Streben nach Besitz, Macht und Status. Oft werden sie lethargisch und depressiv.

Auf der anderen Seite sind sie auch Gorjaner und können das Leben, wie sie es bisher kannten, hinter sich lassen. Wenn der Parasit erst entfernt ist, haben sie ein gewaltiges Potential und die Chance, sich zu einem mächtigen unsterblichen Wesen zu entwickeln. *Du* kannst diese Entwicklung nehmen, mein Sohn. Von mir hast du bekommen, was dazu nötig ist: den Katalysator, die große treibende Kraft, die die Fähigkeiten einer jeden Lebensform vervielfachen kann. Sofern du dich für diesen Weg entscheidest, werde ich dir den Weg zu einem Raumschiff weisen, das bereits auf dich wartet. Es wird dich sicher zu den Tolimanen nach Alpha Centauri bringen. Diese Lebensform ist der menschlichen recht ähnlich. Allerdings ist sie sowohl wissenschaftlich-technisch als auch ethisch auf einem wesentlich höheren Niveau. Es ist ein großer Planet mit mehreren Monden, den die Tolimanen bewohnen. Dort gibt es die besten Voraussetzungen, um den Parasiten entfernen zu lassen und deine Entwicklung als Gorjaner zu beginnen.

Es wird anstrengend werden und gefährlich, doch ich bin zuversichtlich, daß dir eine große Zukunft bevorsteht. Allerdings mußt du bereit sein, dein bisheriges Leben aufzugeben. Es gibt kein Zurück. Den Menschen, die du kennst, wirst du wahrscheinlich nie wieder begegnen.«

»Ja, Vater«, schreit es aus mir heraus, »Nimm mich mit.«

Sein Vortrag hat mir die Augen geöffnet. Auf einmal ist alles so klar. Ich muß nicht erst überlegen, um zu wissen, wo ich hingehöre. Mein ganzes Leben habe ich es in mir getragen, habe es immer gefühlt. Nun kann ich werden, was ich schon immer bin. Mein großer Traum wird Wirklichkeit.

»Habe Geduld, mein Sohn. Deine Entscheidung macht mich glücklich, wenn ich auch gestehen muß, dass ich fest mir ihr gerechnet habe. Doch du mußt deinen Weg zunächst einmal alleine gehen. Was du siehst, ist nur eine Projektion, ich bin nicht körperlich anwesend. Für deine Ankunft bedarf es noch einiger Vorbereitungen. Ich werde alles Nötige in die Wege leiten, damit wir uns bald in die Arme schließen können.«

Die letzten Wochen habe ich mich nicht geschont. Tag und Nacht habe ich an meinem Roman gearbeitet. Mein fernes Ziel, das doch zum Greifen nah ist, verleiht mir ungeahnte Kräfte. Ich spüre weder Hunger noch Schmerzen. Noch nie in

1. Kapitel / Der Aufbruch

meinem Leben habe ich mich einer Sache so verschrieben wie diesem Buch. Charlotte wird es von mir zum Abschied geschenkt bekommen. Mit Wehmut denke ich daran, daß ich sie bald verlassen und niemals wiedersehen werde. Zudem belastet mich, daß ich Hilfe benötigen werde, um zu dem Raumschiff zu gelangen. Aller Voraussicht nach wird diese mit der Wahrheit nicht zu bekommen sein.

Durch einen kurzen Blick auf die Uhr erkenne ich, daß bald Frühstückszeit ist. Schnell lege ich Notizblock und Stift in die Schublade, nehme die Brille ab, lösche das Licht und lege mich auf den Rücken. Dann versuche ich, möglichst traurig auszusehen, und warte.

Da öffnet sich auch schon die Tür, und wie so oft begrüßt mich Charlotte mit ihrer freundlichen Stimme: »Guten Morgen, Frank. Wie geht es dir?«

»Eher schlecht«, gebe ich vor.

»Dabei hatte ich in letzter Zeit so ein gutes Gefühl bei dir. Du bist richtig aufgeblüht«, sagt Charlotte auf dem Weg zum Bett. »Hast du Schmerzen?« will sie wissen, während sie mich genau mustert.

Wortlos nicke ich. Als sie mir meine Tabletten mit einem Glas Wasser reicht, füge ich hinzu: »Das ist es aber nicht alleine. Hier drinnen halte ich es nicht länger aus. Immer wieder denke ich an meine Kindheit zurück, an die Wälder, die ich durchstreift habe, an die Felsen, auf die ich geklettert bin. Nur noch ein Mal will ich dahin zurück, einmal noch die Lungen füllen mit dem wunderbar frischen Duft der Natur. Auf einer Wiese am Ufer eines kleinen Baches oder Sees möchte ich liegen und die Wolken beobachten, anstatt den Rest meines Lebens in diesem Zimmer wie in einem Gefängnis eingesperrt zu sein.«

»Meinst du, du würdest es schaffen?« fragt Charlotte unsicher.

Ich gebe mir Mühe, meine Stimme ruhig und fest klingen zu lassen: »Wenn du mir hilfst, schon.«

Schweigend räumt Charlotte die Gläser zusammen. Gespannt folge ich ihr mit meinen Blicken.

Dann beim Gehen, kurz bevor sie die Tür öffnet und das Zimmer verläßt, dreht sie sich noch einmal um: »Ich denke darüber nach. O.K.?«

Zufrieden lächelnd nicke ich ihr zu.

Eine Woche später hat sich alles zum Guten gewandelt. In mehreren Gesprächen konnte ich Charlotte endgültig überzeugen, und sie hat sich bereiterklärt, mich in die Berge zu fahren. Alle Einzelheiten haben wir auf das Sorgfältigste besprochen und geplant. Übermorgen, gleich nach Sonnenaufgang, soll es losgehen.

Mein Buch ist inzwischen fertiggestellt. Mit einer Schnur habe ich die gelochten A4-Seiten zusammengebunden. Als Einband habe ich dicken dunkelblauen Karton verwendet. Voller Stolz betrachte ich mein Werk. Es war ein hartes Stück Arbeit, doch ich habe es vollbracht. Es ist ein wundervolles Gefühl, etwas geschaffen zu haben. Nicht nur ein Geschenk für Charlotte - nein, ein Vermächtnis. Unter dem Bett liegt mein Rucksack mit den Sachen, die ich auf meine letzte irdische Reise mitzunehmen gedenke. Vorerst ist der Roman hier gut aufgehoben.

6.00 Uhr, der Wecker klingelt. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen und setze die Brille auf. Auf einem Tablett warten bereits Tabletten und Wasser auf mich. Die Tür geht auf, und Charlotte kommt mit einer großen Reisetasche ins Zimmer. Nach und nach packt sie Waschlappen, Handtücher, kalte Kompressen und Verbandszeug aus. Nachdem sie mich mit routinierter Schnelligkeit gewaschen hat, salbt sie meine geschwollenen Gelenke und den unteren Rücken ein.

So gut es geht, werden meine schwachen Punkte gekühlt. Mit einem Verband wird

1. Kapitel / Der Aufbruch

eine Kaltkomresse am Gelenk fixiert. Am einfachsten ist es an den Knien. Hier sitzt das Ganze optimal, und ich kann mein Bein schmerzfrei bewegen. Charlotte reicht mir eine schwarze Jogginghose und ein Hemd, das aussieht, als würde es einem bärenstarken kanadischen Holzfäller gehören. Nachdem ich angezogen bin, setze ich meine Füße auf den Boden und stelle mich aufrecht hin. Zufrieden, wie problemlos das klappt, greife ich den Rucksack, und voller Enthusiasmus wende ich mich zu Charlotte: »Komm, beeilen wir uns. Wer weiß, wie lange die Kühlung wirkt.« Vorsichtig, dann immer mutiger werdend, setze ich ein Bein vor das andere. Wir schleichen uns aus dem Haus, steigen in Charlottes direkt vor der Tür parkendes Auto und fahren los.

Einige Stunden wird die Fahrt wohl dauern. Sicher steuert Charlotte den Wagen, während ich ihr den Weg erkläre. Den Beifahrersitz habe ich, so weit wie es geht, nach hinten geschoben. Daher kann ich nun die Beine ausstrecken und habe es auch durch die gekippte Rückenlehne recht bequem. Unbemerkt kann ich Charlotte von der Seite mustern. Sie trägt ein dunkelblaues Kleid mit schneeweißem Kragen. Meine Augen folgen den Konturen ihres Körpers und bleiben an ihren Beinen hängen. Der Saum des Sommerkleides ist etwas hochgerutscht und endet nun eine Handbreit oberhalb des Knies. Ich bin fasziniert von Charlottes zarter, glatter Haut. Doch dieser Moment der stillen Bewunderung wird unvermittelt durchbrochen: »Frank, kann ich dich mal etwas fragen?«

Obwohl ich mir fast sicher bin, daß meine neugierigen Blicke unbemerkt geblieben sind, fühle ich mich ertappt. Um Gelassenheit bemüht, antworte ich: »Na klar. Was willst du denn wissen?«

»Du hast mir vor einiger Zeit vom *Fluch des Bewußtseins* und so weiter erzählt. Mir scheint es, als hättest du dir darüber ziemlich viele Gedanken gemacht. Ich frage mich, wie es dazu kam. Wann hat das angefangen, ich meine, hast du dich mit solchen Dingen auch schon früher beschäftigt? Bevor du so schwer krank geworden bist?«

Meistens habe ich Probleme mit Fragen, die ans Eingemachte gehen, bei denen ich mein Innerstes offenbaren muß. Bei Charlotte jedoch habe ich das Gefühl der Geborgenheit und des Vertrauens - das Gefühl, ich könne und müsse ihr alles erklären. Also gebe ich ihr einen weiteren Schlüssel zu meiner Seele: »Schon sehr früh und lange bevor ich bettlägerig wurde, habe ich mir Gedanken gemacht über das Leben - über den Sinn des Lebens. Vorgefertigte Meinungen und Ansichten wollte ich nicht übernehmen, ich wollte zu meinen eigenen finden. Die menschliche Unvollkommenheit hat mich immer bedrückt. Das Wissen, daß uns nur ein kurzer Auftritt auf der Bühne des Lebens vergönnt ist und von dem hochgeschätzten Geist, deinem Ego, nichts bleibt, wenn du zu Staub zerfallen bist, hat mir die Lebensfreude geraubt. Meine jetzige erzwungene Unbeweglichkeit konnte darauf noch keinen Einfluß haben. Allerdings hatte ich auch schon als Jugendlicher Gelenkschmerzen, war anfällig für Infekte, und meine Augen wurden immer schlechter. Mir kam es vor, als würde die Blume verwelken, bevor sie geblüht hat. Verstehst du das?«

»Ja, Frank«, entgegnet Charlotte wehmütig. »Die uralte Frage nach dem Sinn des Lebens hat viele Philosophen beschäftigt. Es ist nur traurig, daß du keine für dich akzeptable Antwort gefunden hast und das Ganze solch eine negative Auswirkung auf dich hat. Das macht mich traurig. Du bist so klug, so empfindsam, das hast du nicht verdient.«

Da haben wir es ja. Mitleid. Sie hat also Mitleid mit mir. Das kann ich ganz und gar nicht gebrauchen. Was ich will sind Achtung, Respekt, Anerkennung oder vielleicht auch Bewunderung. Aber Mitleid? Zumindest sollte ich es nicht wollen. Besser als

1. Kapitel / Der Aufbruch

Gleichgültigkeit und Ignoranz ist es allemal.

In Gedanken verloren, habe ich nicht mehr auf den Weg geachtet. Gerade noch rechtzeitig kann ich Charlotte dirigieren: »Da vorn müssen wir rechts abbiegen. Es ist jetzt gar nicht mehr weit.«

Einige Kreuzungen weiter, auf immer schmalere Straßen, hat sich der Kleinwagen tapfer die Berge hinaufgekämpft. Nun sind wir auf einem Parkplatz mitten im Wald angekommen. Von hier aus geht es nur noch zu Fuß weiter. Die Wirkung der Kaltkompressen ist mittlerweile verflogen. Daher versucht Charlotte mit Hilfe eines Eissprays, mir das bevorstehende Laufen so angenehm wie möglich zu machen. Während der Autofahrt habe ich nochmals Schmerztabletten genommen, aber vor uns liegt ein Weg, den wohl auch völlig gesunde Wanderer als anstrengend eingestuft hätten. Für jemanden wie mich, dessen körperliche Aktivitäten sich seit geraumer Zeit auf wenige Schritte pro Tag und einige ausgewählte Übungen beschränken, stellt er sicherlich eine besondere Herausforderung dar. Allerdings beflügelt mich die Aussicht auf das baldige Erreichen des Ziels enorm.

Mein gorjanischer Vater hat mir den Weg genau beschrieben, und als Lohn für das Erreichen der letzten Anhöhe bietet sich Charlotte und mir ein phantastischer Ausblick dar. Vor unseren Augen liegt ein malerischer kleiner Bergsee, umringt von hohen Felsen. Von diesem Meisterwerk der Natur überwältigt, vergesse ich völlig, daß ich Charlotte an der Hand gefaßt hatte, um ihr den Aufstieg zu erleichtern. Noch immer außer Atem und unfähig, ein Wort zu sagen, schaue ich abwechselnd in ihre Augen und hinunter zu dem See, wie um mich zu vergewissern, daß sie auch genau das sieht, was ich sehe.

Es vergeht eine Weile, bis die Wirkungen von Aufstieg und Aussicht, die gleichermaßen mit atemraubend beschrieben werden können, nachlassen. Als ich realisiere, daß ich noch immer Charlottes Hand halte, durchfährt mich ein heißes Kribbeln. Die Augen fest auf den See gerichtet, löse ich diese elektrisierende Verbindung.

Charlotte breitet eine Decke aus, und wir setzen uns auf den Boden. Nach und nach füllen zahlreiche Dosen und kleine Päckchen den freien Platz zwischen uns beiden. Eine Sicherheitszone voller Lebensmittel ist entstanden, und wir können mit dem Picknick beginnen. Es schmeckt mir hier so gut wie lange nicht mehr. Unter freiem Himmel, mitten im Wald, nach einem anstrengenden Fußmarsch fühle ich mich als Teil der Natur und genieße meinen gesunden Appetit. Ich lausche dem Zwitschern der Vögel, das begleitet wird vom Wind, der mit einem sanften Rauschen die Wipfel der Bäume umspielt. Will ich diesen friedlichen Ort hier und den wunderbaren Planeten Erde heute wirklich für immer verlassen, eintauschen gegen eine ungewisse Zukunft? Es hilft alles nichts, die Entscheidung ist gefallen. Ein wenig Wehmut sei mir gestattet, aber es gibt kein Zurück. Mit einem solch positiven Eindruck zu scheiden, macht zwar vielleicht den Abschied schwerer, die Erinnerung an die Vergangenheit wird jedoch um einiges angenehmer.

Aus dem Rucksack hole ich meinen Roman hervor. Auf dunkelblauem Karton steht in silberner Schrift *FLUCH UND SEGEN*. Einen Moment halte ich mein Werk in beiden Händen, betrachte es, wie um zu prüfen, richtiggehend abzuwägen, ob es wirklich den hervorgerufenen Stolz wert ist.

Dann schaue ich Charlotte an und sage ernst: »Charlotte, das war das beste Essen meines Lebens. Dafür danke ich dir. Auch für die Zeit, in der du dich um mich gekümmert hast, bin ich dankbar. Du warst immer so freundlich und fürsorglich. Deswegen fühle ich mich auch so schuldig, weil ich dich benutzt habe. Du hast mir geholfen, hierher zu kommen, ohne daß ich dir die wahren Gründe für diesen

1. Kapitel / Der Aufbruch

meinen Wunsch offenbart habe. Hierfür bitte ich um Nachsicht und hoffe, du kannst mir vergeben. Für mich heißt es nun, Abschied zu nehmen. Gleich werde ich aufstehen, den Hang hinunterklettern und in den See steigen. Dann werde ich zur anderen Seite, zu den hohen Felsen schwimmen. An einer Stelle liegt unter der Wasseroberfläche der Eingang zu einer Höhle. Ich werde tauchen und hineinschwimmen. Zurückkommen werde ich nicht.«

»Aber Frank...«, unterbricht Charlotte, die bisher still dagesessen und aufmerksam zugehört hat, meinen Redeschwall.

»Nein, Charlotte«, setze ich fort. »Die Würfel sind gefallen, mein Entschluß steht fest. Es tut mir leid, daß ich dir etwas vorgemacht habe, damit du mir hilfst. Mit der Wahrheit wäre ich sicher nicht so weit gekommen. Hier ist ein Geschenk für dich. Es soll dich immer an mich erinnern.« Mit diesen Worten übergebe ich ihr das Buch.

Sie nimmt es wortlos an, mit Tränen in den Augen. Mühsam erhebe ich mich. Diesen unangenehmen Moment will ich nicht verlängern. Vorsichtig klettere ich den Abhang hinunter. Ohne meine Kleidung abzulegen, steige ich in den See. Es kostet einiges an Überwindung, denn das Wasser ist sehr kalt. Langsam gehe ich weiter voran, und das kühle Naß steigt an meinem Körper empor. Das Schwimmen ist kein Problem. Schmerzfrei und in gespannter Erwartung komme ich gut voran.

Da sehe ich auch schon die Stelle, die mir mein gorjanischer Vater beschrieben hat. Ein seltsames kopfgroßes Symbol ist in den Stein gebrannt. Hier muß ich tauchen und unter dem Fels durchschwimmen.

Mit dem Tauchen ist es so eine Sache. Als Kind hatte ich nach einer Mittelohrentzündung ein Loch im Trommelfell. Auf dieser Seite konnte ich auch fast gar nichts hören. Mehrfach bin ich operiert worden. Zuletzt wurde ein künstliches Knöchelchen aus Keramik eingesetzt, wodurch sich das Gehör etwas verbesserte. Die Ärzte meinten, ich dürfe mich keinen lauten Geräuschen aussetzen und kein Wasser ins Ohr bekommen. Im Sommer darauf bin ich im Alter von 9 Jahren zum ersten Mal in ein Ferienlager gefahren. Es lag mitten im Wald an einem großen See. Eines Tages beim Schwimmen drückten mich andere Jungs zum Spaß unter Wasser. Plötzlich hatte ich keinerlei Orientierung mehr. Mein Gleichgewichtssinn funktionierte nicht mehr, und ich wußte nicht, wo oben und unten war. In diesem Augenblick konnte ich mir nicht viele Gedanken machen. Es gab nur Zeit für ein Gefühl: Angst. Wie lange dieser Zustand der Hilflosigkeit gedauert hat, kann ich nicht sagen. Auf einmal war mein Kopf über der Wasseroberfläche, und schlagartig war auch wieder alles in Ordnung. Ich konnte den blauen Himmel sehen und die lärmenden Kinder hören, von denen keines Notiz von mir nahm. Seitdem hatte ich nie mehr den Kopf unter Wasser.

Beklemmung beschleicht mich bei dem Gedanken daran, daß es nur diesen Weg in die Höhle gibt und ich es irgendwie schaffen muß, unter dem Felsen durchzuschwimmen. Ich versuche, ruhig und tief zu atmen. Mit den Händen halte ich mich an einem Vorsprung fest, und mit einem Fuß taste ich vorsichtig das Gestein ab. Tatsächlich gibt es gar nicht so tief unter dem Wasserspiegel eine große Öffnung, die auch weit in den Berg hineinzugehen scheint. Bevor ich tief Luft hole und tauche, drehe ich mich ein letztes Mal zu Charlotte um. Regungslos steht sie da und schaut zu mir herüber. Es scheint, als könne sie noch immer nicht glauben, was sie sieht.

Es ist ein wunderschöner Anblick - wert, fest in die Erinnerung eingebrannt und aufbewahrt zu werden: Charlotte mit offenen, vom Wind zerzausten Haaren, in einem dunkelblauen Kleid aus dünnem samtähnlichen Stoff. Hinter ihr wiegen hohe Bäume hin und her. In der scheinbar kraftlos neben ihrem Körper hängenden linken Hand hält sie ein großes Stück Karton. Mit diesem Bild im Kopf greife ich mit rechts

1. Kapitel / Der Aufbruch

an die obere Kante der großen Öffnung. Die Lungen mit Atemluft vollgepumpt, ziehe ich mich langsam nach unten. Immer weiter taste ich mich am Felsen entlang voran. Nach etwa einem halben Meter geht es schon wieder nach oben, und ich kann auftauchen. Geschafft! Ziemlich dunkel ist es hier. Zunächst einmal muß ich meine Brille putzen. Das erweist sich als ziemlich schwierig, da ich kein trockenes Stück Stoff mehr am Leib trage. Schließlich gelingt es mir doch, für einen halbwegs vernünftigen, wenn auch nicht gerade streifenfreien, Durchblick zu sorgen.

Nach einer Weile haben sich meine Augen den Lichtverhältnissen angepaßt, dennoch kann ich den weiteren Weg ins Innere des Höhlensystems mehr ahnen als sehen. Ein breiter Gang, allerdings nicht sehr hoch, ist zu erkennen. Mutig gehe ich mit gebeugtem Rücken und weit aufgerissenen Augen vorwärts. Mit einer Hand halte ich dabei zur Sicherheit ständig Kontakt nach oben, zur Decke. Mein Herz schlägt so wild, als wolle es den Brustkorb sprengen. Ist es die Aufregung oder die körperliche Anstrengung, die sich bemerkbar macht?

Die ganze Zeit steigt der Weg an. An einigen Stellen ist der Boden feucht, und ich muß aufpassen, nicht auf dem kalten Stein auszurutschen. Zum Glück wird die Decke allmählich höher, bis ich schließlich sogar aufrecht stehen kann. Es tut gut, den Rücken zu strecken. In diesem Moment fällt mir auf, daß es weit voraus wieder heller zu werden scheint. Spielen mir meine Sinne einen Streich, oder gibt es dort vorn wirklich eine Lichtquelle? Ich beschleunige meine Schritte, und tatsächlich stehe ich kurz darauf in einer gewaltigen Halle. Von der extrem hohen Decke aus wird der gesamte Raum relativ gleichmäßig beleuchtet, ohne daß irgendwo ein Loch im Gestein zu sehen wäre. Nachdem ich, zunächst überwältigt von der Größe und Schönheit der Halle, den Anblick eine Weile auf mich einwirken lassen habe, steuere ich genau die gegenüberliegende Seite der Wand an.

Als ich die Mitte des Raumes erreicht habe, schaue ich mich noch einmal kurz um. Es fällt mir schwer, den Gang, durch den ich gekommen bin, auszumachen. Unbeirrt setze ich meinen Weg fort. Inzwischen kann ich schon das Erkennungszeichen sehen. Es ist das gleiche Symbol, das bereits auf dem See den Eingang zur Höhle markiert hat. Je weiter ich nun gehe, desto größer und deutlicher erkennbar wird es. Endlich angekommen, halte ich inne. Schwer atmend betrachte ich die glatte, hohe Felswand. Hier muß sich irgendwo der Zugang zum Raumschiff befinden. Langsam und systematisch suchen meine Augen das Gestein nach einer auffälligen Stelle ab. Ein Vorsprung oder eine Vertiefung könnten den Mechanismus verbergen, der mir Einlaß gewähren würde.

In diesem Punkt ist mein gorjanischer Vater nicht sehr präzise in seinen Erklärungen gewesen. Immerhin hat bisher jedes Wort der Wegbeschreibung gestimmt. Nur deswegen stehe ich nun in dieser gigantischen Höhle, vor einer Mauer aus Stein, in die ein mannsgroßes Symbol eingebrannt ist. Soweit ist erst einmal alles in Ordnung. Doch wie geht es nun weiter? Etwas Außergewöhnliches kann ich trotz sorgfältigster Inaugenscheinnahme nicht entdecken.

Ich nehme die Brille ab und reibe meine überanstrengten Augen. Zudem spüre ich, wie Müdigkeit versucht, allmählich, aber unaufhaltsam, von meinem Körper Besitz zu ergreifen. Möglicherweise habe ich es mit den Schmerztabletten etwas übertrieben. Das spielt nun allerdings, da mein Raumschiff fast zum Greifen nah ist, auch keine Rolle mehr. Vermutlich ist der Zugangsmechanismus das Symbol selbst oder irgendwo dort oben versteckt. Ein wenig klettern muß ich nur, dann ist es geschafft. Allerdings ist das leichter gesagt als getan, wie eine genauere Untersuchung der Wand zeigt. Kerzengerade steigt sie in die Höhe, und weder Hände noch Füße finden rechten Halt.

Nachdem mein linker Schuh das zweite Mal abgerutscht ist, und ich mir dabei das

1. Kapitel / Der Aufbruch

Knie an der Felswand aufgeschlagen habe, gebe ich auf. Meine Muskeln zittern und sind spürbar überfordert von der heutigen ungewohnten Belastung. Entmutigt setze ich mich auf den Boden, ziehe das linke Hosenbein hoch und betrachte die aufgeschürfte Haut. Vergeblich suche ich in meiner Hose nach einem sauberen Taschentuch. Halb so schlimm, es blutet ja fast gar nicht. Einige Male puste ich kurz und kräftig lindernde Luft auf die Verletzung. Diese ist nun wirklich nicht das große Problem, und ich sollte mich wieder dem Wesentlichen zuwenden. Nämlich der Frage, wie ich in mein Raumschiff komme!

Behutsam strecke ich mich aus und lege mich auf den harten Boden. Die Augen zur Decke gerichtet, werde ich mich besser entspannen können. Nach den ganzen Anstrengungen habe ich mir eine kleine Ruhepause verdient. Wahrscheinlich wird mir die richtige Idee ganz von allein zufliegen, wenn ich am wenigsten nach ihr suche.

Ich schließe meine Augen und höre, wie mein Atem ruhiger und ruhiger wird. In Gedanken lasse ich den gesamten Tag Revue passieren. Jeden Moment, jeden Augenblick in der Höhle durchlebe ich erneut. Es ist, als würde ein Film abgespielt, wieder und wieder. Meinen Körper spüre ich dabei überhaupt nicht. Keine Schmerzen, gar nichts. Eine große Leichtigkeit trägt mich auf ihren Flügeln davon. Das große schwarze Nichts nimmt mich gnädig auf.

Unterdessen sitzt Charlotte draußen im Wald auf der Decke und hat ein Buch aufgeschlagen. Mit der rechten Hand blättert sie geistesabwesend darin herum, während die linke, mit einem Taschentuch bewaffnet, gegen die Tränen kämpft. Nicht gegen deren Erscheinen, denn dies wäre aussichtslos. Doch gegen die zerstörerische Wirkung der dicken Tropfen auf dem eng beschriebenen weißen Papier muß etwas getan werden.

Spätestens jetzt wird Charlotte klar, daß sie verliebt ist. Sie hebt den Kopf und schaut prüfend zum Wasser hinunter, ob nicht doch noch ein Lebenszeichen des großen jungen Mannes, der vor einer guten halben Stunde den See durchschwommen hat, zu sehen ist.

»Warum habe ich ihm nicht meine Zuneigung gestanden?« fragt sie sich. »Vielleicht hat Frank ähnlich für mich empfunden, und wir hätten gemeinsames Liebesglück erleben können. Statt dessen hat er, getrieben durch seine Krankheit, verzweifelt durch die Ausweglosigkeit seiner Lage, seinem Leben ein Ende gesetzt, ohne zu wissen, daß da ein fremdes Herz für ihn schlägt.«

Sich diesen Gedanken hingebend, versinkt Charlotte noch mehr in ihrer Trauer. Einzig das Abschiedsgeschenk ihres ehemaligen Patienten vermag es, mit seiner Sogwirkung den zerstörerischen Selbstvorwürfen zu begegnen und Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So schlägt Charlotte erneut den Anfang des Buchs auf und betrachtet die erste Seite. In großen Lettern und im Stile eines Kalligraphen wurde *FLUCH UND SEGEN* und darunter, etwas kleiner, *FÜR CHARLOTTE* geschrieben. Ganz oben steht der Name des Autors, vielmehr das, was von ihm übrig ist. *Frank* läßt sich noch problemlos entziffern. Daneben belegt jedoch eine verwaschene Stelle von der Größe eines Kronkorkens, daß hier eine Träne zerplatzt ist, danach durch das weiße Papier aufgesaugt wurde und sich vermischt hat mit der Schrift zu einem großen hellblauen Fleck.

Die Zeit vergeht, und die Sonne zieht unbeteiligt ihre Bahn. Es wird zunehmend dunkler am Seeufer, und die Bäume werfen lange Schatten. Noch immer sitzt Charlotte mit angewinkelten Beinen auf der Wolldecke und liest in einem Stapel zusammengebundener A4-Seiten.